

Maria Gabriella Angeli Bertinelli, Roma e l'Oriente. Strategia, economia, società e cultura nelle relazioni politiche fra Roma, la Giudea e l'Iran. Problemi e ricerche di storia antica 7. L'Erma di Bretschneider, Rom 1979. 177 Seiten, 1 Karte.

M. G. Angeli Bertinelli hat sich in Forschungen zum Thema mehrfach ausgewiesen und gehört zu den international anerkannten Spezialisten kaiserzeitlicher Ostpolitik besonders im semitischen Sprachraum. Der Inhalt dessen, was in vorliegendem Band einleuchtend und eindringlich dargestellt ist, findet sich detailliert in einer Reihe anderer Arbeiten behandelt, eine eigentliche Zusammenschau fehlte bis jetzt. An dieser Stelle gleichsam nachgetragen, bietet sie einen an sich brillanten, konsequent eingehaltenen Überblick über eine Reihe wichtiger, nach wie vor anstehender Fragen. Freilich hat eine Zusammenschau solcher Art auch zwei andere Seiten: Einmal zwingt der Überblick zur Betonung bestimmter, stets nur ausgewählter Perspektiven und setzt Akzente, die in solcher Weise das Gesamtbild über Gebühr verschieben. Zum anderen liegt in ihm die Gefahr einer Simplifikation, die von Fall zu Fall nach besserer Begründung der gewählten Akzentuierung verlangte, als sie gegeben werden kann, und am Ende so doch wieder auf die anderen Arbeiten verweist. Auch ist die innere Linie und somit das Anliegen des Buches schwer zu erkennen. Dabei ist es der Untertitel, der das eigentlich Programmatische (S. 7) enthält. Kontrahenten Roms in einem wenn nicht in sich gleichen, so doch vergleichbaren Entwicklungsprozeß sind hier Judäa und Parthien, beides Partner der Großmacht von verschiedenen Dimensionen und von anderen, nicht nur historischen, Hintergründen, beides aber zugleich Partner, die – jeder in seiner Weise – Rom ergänzen und die eigentlich römische Geschichte einschneidend bestimmen, wie dargelegt wird.

Von beiden hat Judäa die älteren Beziehungen und ist seit 161, den ersten Makkabäern, dem Imperium ganz als Bundesgenosse angegliedert (vgl. J. Gauger, Beiträge zur jüdischen Apologetik [1977]), obzwar Rom lange Zeit das Bundesverhältnis lediglich formal behandelt und direktes Eingreifen in jüdische Angelegenheiten nicht vor Pompeius nachweisbar ist. Es ist vor allem die jüdische Überlieferung, die den Durchblick auf die Entwicklung des Verhältnisses freigibt (zusammenfassend zuletzt M. Hengel, Zur urchristlichen Geschichtsschreibung [1979]; dazu immer noch: Judentum und Hellenismus [1979]. Genetischer Literaturüberblick bei H. Schreckenburg, Bibliographie zu Flavius Josephus [1977]). Mit Recht betont die Verf. die makkabäische (S. 26 ff.) Zustimmung zum Imperium, seiner Macht, und dies offenkundig nicht nur aus der Perspektive von Fremden heraus, sondern aus eigenartigem Bemühen um das Wesen der Schutzmacht, die für die ersten Jahrzehnte durch ihr Verhältnis zum Seleukidenreich die eigene Existenz zumindest indirekt garantiert. Entsprechende Schriften aus der Zeit nicht allzu lange danach, dem 1. Jahrh. n. Chr., lassen bereits eine diametral entgegengesetzte Lage erkennen: Die antirömische Haltung der Kittim-Darstellung im Habakuk-Kommentar vom Toten Meer ist an Ablehnung kaum zu überbieten (vgl. bes. S. 32); mit Recht zieht die Verf. zum Vergleich die äthiopische Enochversion heran. Das Bild der bedrohenden Übermacht, das schlechthin Böse verkörpernd (vgl. bes. S. 28), ist Ausdruck der Aversion durch Unterworfenen, denen gerade jene Stütze zur göttlichen Strafe und Heimsuchung geworden ist.

Für das Verhältnis zum Partherreich gelten von vornherein andere Voraussetzungen. Aus der Kenntnisnahme unter Sulla und Pompeius (vgl. S. 23; 116) und den aus falscher Ruhmsucht erklärlichen, verderblichen Mißgriffen des Crassus (S. 53) folgt die von Rom bewußt und mit allen Mitteln zwischenstaatlicher Beziehung stabilisierte Koexistenz (vgl. S. 57) unter Augustus. Im Vergleich zu den Zielen der Vorgänger bedeutet sie Regression, ist aber zugleich der einzige Weg, dem Verhältnis und vor allem dem Partner

Festigkeit und Dauer zu geben. Eine Analyse der inneren Verhältnisse des Partherreiches fehlt leider, zu verweisen wäre hier auf eine Reihe von Arbeiten bes. J. Wolskis aus den letzten Jahren nach Erscheinen des Buches.

Nach langem Hin und Her schließt sich an diese Stabilisierung als neuer Rückschritt – wenngleich als natürliche Folge augusteischer Einschränkung – der Armenienvergleich des Nero an (S. 68); nach ihm wird das 2. Jahrh. zu einer Wende. Hatte man unter Nero immerhin bereits die Sicherung des Kaukasus als einen römischen Erkenntnisfortschritt (S. 69) zu registrieren, die Wege nach Norden offenzuhalten, unter Traian kommt es zur römischen Offensive durch die Angliederung Arabias 106 und gleich danach zur versuchten Gewaltlösung auch gegen das Partherreich, die für kurze Zeit Mesopotamien und Armenien, im ganzen aber bis zu den Severern das deutliche, kaum ernstlich in Frage gestellte Übergewicht in römischen Händen läßt. Eine Phase der Beschränkung von seiten Roms unter Hadrian wirkt sich kaum aus, ja entwickelt neue Formen realisierter Überlegenheit. Mit ihr ist das Partherreich auffallend einverstanden, der Krieg 162 scheint unbeabsichtigte Eskalation stets latenter, bisher von keiner Seite ernstgenommener Spannungen. Von Rom gelenkt, zumindest gesichert, bilden sich in der Zwischenzone Vasallenstaaten wie Palmyra (vgl. S. 70 ff.; 88); neben dem Ausbau des Limes Orientis (vgl. bes. S. 96) als System flexibler Abgrenzung erleichtern, wenngleich weniger spektakulär, Karawanenplätze und kontrollierte Straßen ein Vordringen nach Osten. Mit dem Vorstoß der Sassaniden im 3. Jahrh. setzt eine Gegenreaktion ein. Die geradezu hektische Aktivität mit ihrem Höhepunkt in der Gefangennahme Valerians bringt Persien freilich auffallend wenig Gewinn. Die Mesopotamiengrenze, wie sie L. Verus zog, bleibt mit unwesentlichen Veränderungen bestehen, während die Christianisierung Armeniens zusammen mit den neugewonnenen Positionen des Friedens 298 neues intensives Ausgreifen Roms in die Randzonen bedeutet. Sie lassen Constantin wie später Julian eine endgültige Lösung des Ostwestproblems in einem römischen Sinne erhoffen. Welcher Art diese Lösung hätte sein sollen, ist aus der Überlieferung nicht zu erkennen. Was sichtbar wird, erinnert auffallend an das Perserkriegsverständnis der panhellenischen Ideologien des 4. Jahrh. v. Chr. und ist schon deshalb lediglich als Utopie zu verstehen. Auf der anderen Seite bedeutet Sapor II. den Höhepunkt persischer Geschichte um die gleiche Zeit. Demgegenüber ist der Joviansvertrag 363 wie 387 der Teilungsvertrag für Armenien wieder Kompromiß, zugleich aber nun ernster gemeint als der Versuch, einen Gefahrenherd zu zerstören, der Jahrhunderte hindurch wertvolle Kräfte hatte vertun lassen. Doch bleibt noch im 5. Jahrh. der alte Kreis von Problemen und Schwierigkeiten bestehen. Zwar kennen nun die Auseinandersetzungen keine einseitige Verlagerung des Übergewichtes mehr, und bei höchster Kraftanstrengung gelangt weder Persien noch das durch die Imperiumsteilung im Vergleich zu den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit viel schwächere Byzanz an einen Punkt eindeutiger Überlegenheit. Und ähnlich wie das 5. ist das 6. Jahrh. ein Hin und Her mit Friedenschlüssen um geringer Vorteile willen, geringem Ausgreifen und kurzen Friedensperioden. Wie Leo I. gewinnt Justinian für kurze Zeit ein geringes Vorfeld im Kaukasus; einen dauernden Nutzen für das Imperium registriert die Überlieferung damit nicht.

Mit dem Frieden 561 nimmt die Verf. eine Zäsur an (S. 146) und hält die folgenden Ereignisse für nicht mehr zum Thema gehörig. Das ist schade, denn die Grenze scheint allzu willkürlich gezogen. Bis zur arabischen Invasion und der Zerstörung des Sassanidenreiches bleiben die Probleme gleich; der Krieg des Herakleios gegen Chosroes II. erscheint nach den bezeichnenden Ereignissen 590 gleichsam als Komprimierung aller bisherigen Probleme und ist zugleich als das natürliche Ende der Epoche zu verstehen, der der Titel des Buches galt. Auf Ausgreifen Persiens in ein Vorfeld bis in den Balkan folgt nach langen Wirren der Gegenschlag, nun erstmals unter wirklicher Ausnutzung Armeniens, und das Ende des Großkönigs 627 wird wenigstens für kurze Zeit zur Lösung des alten Gegensatzes. Mit der moslemischen Expansion beginnt eine neue Epoche.

Judäa und Persien erscheinen demnach in der Darstellung der Verf. gleichsam als Modell für die Frage von Eingliederung und Nichteingliederung, Behauptung außerhalb des Imperiums und versuchter Integration. Freilich, nur von hier aus ist ein Vergleich möglich. Sie ist im ersten Falle, Judäa, um so drastischer, als sie scheitert und eine Kontinuität in dem sonst üblichen Sinne nicht erlaubt. Wie weit Jerusalem daher als Beispiel überhaupt zu verwenden ist, bleibt dahingestellt. Waren die Juden Palästinas *sui generis* und in der Weise der anderen Völker östlich von Ägäis und Mittelmeer niemals integrierbar, in allen anderen Bereichen außerhalb des religiösen hatten sie sich gänzlich gerade das angeeignet, was die Verf. als antike Kultur bezeichnet (vgl. dazu zuletzt M. Smallwood, *The Jews under the Roman Rule* [1976]; für die Zeit nach 70 vgl. M. Avi Yonah, *Geschichte der Juden in der Zeit des Talmud* [1962]). Diese äußere Hellenisierung,

Hand in Hand mit der Ausbreitung im ganzen Imperium, war offenkundig ein bewußt angenommener Schutz, sich die Möglichkeit innerer Distanz zu bewahren, und bis zur Zerstörung Jerusalems, genau bis auf Caligula, scheint die antike Welt, ja ein großer Teil der Juden selbst, die eigene Sonderrolle gar nicht wahrgenommen zu haben. Erwähnte wachsende Verbitterung, von der Verf. mit Auswahl einschlägiger Quellen dargelegt, ist nicht zu verkennen und für Spätere schwer zu verstehen. Doch sagt diese Literatur nicht alles, sie bleibt vordergründig und läßt weder Gründe oder Phasen des Umschwunges noch Umfang des Teils des Judentums erkennen, den sie vertritt. Josephus deutet mehr an als er an Fakten gibt, Philo wird von der Verf. ausgeklammert. Unsere Fragen komplizieren sich dabei noch durch das Verhältnis von Heimat- und Diasporajudentum. Zwar zeigt der Habakukkommentar Rom als Eroberervolk, das die Menschheit unterdrückt, aber mit solcher, nicht einmal römischer Selbstdarstellung dieser Zeit fremder Topik verzerrt sich uns das Bild.

Läßt sich aber die Auseinandersetzung mit dem Imperium, der politischen Macht, mit der jüdischen Theologie überhaupt in einen Einklang bringen? Und darf die mit entsprechender Selbstdarstellung notwendige Verzeichnung historischer Sachverhalte als Zeugnis ernst genommen werden? Zu wenig geht die Verf. leider auf die Gründe antirömischer Tendenzen und deren mögliche Hintergründe in Jerusalem ein; sie liegen freilich im wesentlichen außerhalb des hier behandelten politisch faßbaren Bereiches, auch wenn sie in ihm sich äußern (vgl. dazu allerdings Anm. 70). Und nur zum Teil auch ist die letzte Auseinandersetzung mit dem Imperium von politischen Implikationen abhängig, die mit Zerstörung der Stadt die Auflösung eines im antiken Sinne politisch autonomen Imperiumselementes bedingen, zugleich aber nach der Katastrophe das Fortleben des Judentums sichern. Dessen Loyalität die folgenden Jahrhunderte hindurch selbst in Palästina ist unbestritten. Haß gegen Rom als politische Macht scheint nur einer von vielen Ansätzen für die Ereignisse 66 (s. dazu S. 38) und deren Folge. Motive solcher Art in der Auseinandersetzung sind der persischen Seite im wesentlichen fremd, wenngleich sie nicht ganz fehlen. Feuerkult und Zarathustrareligion stehen stärker als zuvor im Hintergrund der Sassanidenexpansion, Mission scheint als Hilfsmittel politischer Durchdringung praktiziert, ja selbst die Verbindung mit der manichäischen Religion gehört in diesen Zusammenhang. Aber trotz der Furcht vor den damit mobilisierbaren politischen Kräften und Möglichkeiten der Politik von außen, die etwa Diokletians Manichäeredit in Zusammenhang mit dem gegen die Christen setzen lassen, erlaubt nichts den Vergleich mit Judäa.

Die Verf. zieht denn auch diese Parallele nicht. Es ist jedoch augenscheinlich, daß eine gewisse Schockwirkung seit der Zerstörung Jerusalems anders als allgemein angenommen in Rom das Verhältnis zu Religion und Religiosität beeinflusst, sogar eine Wende bewirkt.

Kurz zuvor hatte ein Nero in Rom erstmals Mitglieder einer bestimmten Glaubensrichtung mit Massenhinrichtung verfolgt, und so zeigen die sechziger Jahre des 1. Jahrh. erstmals auch von dieser Seite ein Gewährwerden der Möglichkeit politischer Gefährdung des inneren Imperiumsfriedens durch Ausbreitung wie Intensivierung religiöser Dispositionen oder Glaubensinhalte an, die sich der Kontrolle mit bisherigen Mitteln entzog. Die zugleich deutlich werdende außenpolitische Gefahr ergab sich angesichts der Masse von Juden, Manichäern und Christen im Perserreich von selbst: Fragen zu dieser Art von Minderheitenproblem wurden bisher kaum gestellt; doch würde sich aus ihnen vieles klären, was aus dem religionsgeschichtlichen oder dem juristischen Bereich allein nicht zu verstehen ist.

Dem Untertitel des Buches nach wird das Verhältnis Roms zum Osten als vorwiegend geographisches bzw. wirtschafts- und handelspolitisches Problem gesehen. Dies ist es, was den Dingen in den Augen der Verf. (vgl. bes. S. 7) Aktualität und Zeitlosigkeit gibt und überdies auch brauchbare Analogien ermöglicht. Interessant aber und neu ist, daß sich von hier aus beides, Judäa und Persien, doch miteinander verbindet (s. dazu bes. S. 36 ff.). Rom hatte in Judäa eingegriffen und seine Position geschaffen, als der Streit der letzten Hasmonäer keine Wahl ließ und sich kein Weg mehr fand, seine Ausbreitung in die bereits angegliederten oder aber besonders gefährdeten Nachbargebiete zu hindern. Geht man von hier aus, erhält die Stützung des Herodes wie die Einziehung seines Reiches 6 n. Chr. bis zur Vernichtung Jerusalems 70 nicht nur als politischer, sondern weitgehend als ethnischer Faktor ihren Sinn als Sicherung von Handelswegen und Verbindungen zwischen Nubien, Rotem Meer, Mesopotamien und Palästinaküste (vgl. S. 34). Entsprechendes gilt für das Verhältnis zu Parthien, wobei die erste Frage gelöst werden konnte, die zweite nicht. Denn für die Verf. steht im Mittelpunkt des römischen Interesses der Weg nach Indien und China, ein Interesse, das bei allen Wechselverhältnissen konstant bleibt (vgl. S. 58 ff.). Entsprechende Absichten erstrecken sich demnach auf die angrenzende arabische Welt zur Gewinnung einer südlichen, und seit dem 1. Jahrh. auf den Kaukasus zu der Gewinnung einer nördlichen Handelsroute. Die Regression der Interes-

sen, die Augustus 20 v. Chr. in Kauf nimmt, erklärt sich durch die Anerkennung nunmehr auch einer parthischen Mittlerfunktion (S. 59), durch die man ursprüngliche Barrieren abzubauen, vielleicht sogar zur Unterstützung der herrschenden Dynastie einen Beitrag zu leisten hofft (s. S. 46). Der Vormarsch nach Südarabien als Neuaufnahme der 23 v. Chr. unter Aelius Gallus unternommenen Versuche durch Traian oder die erwähnte Entwicklung Palmyras als römisch orientiertes Handelszentrum dokumentieren den neuen Weg Roms nach dem Verzicht, eigene Interessenzonen auf andere Weise nach Osten dennoch voranzutreiben. Dazu kommt der Ausbau des römischen Machtbereiches im Roten Meer bis nach Aden (s. dazu immer noch H. Schiwiek, *Bonner Jahrb.* 162, 1962, 43 ff.; wichtig auch F. Miltner, *Saeculum* 3, 1962, 522 ff.). Über die Verf. hinaus wäre hier wohl auch auf die seit dem 4. Jahrh. einsetzende enge Verbindung von christlicher Mission und Außenpolitik zu verweisen, ähnlich wie die Einführung des Christentums in Armenien mit römischer Duldung um politischer Ziele willen offensichtlich Diokletians antichristliche Haltung durchbricht. Justin und Justinian greifen noch einmal nach verschiedenen Seiten aus, der erstere nach Axum, der andere in den westlichen Kaukasus; die Aktivierung der Araber um diese Zeit hat politische, militärische und wirtschaftliche Ziele zugleich. Durchschlagende Erfolge sind freilich auch jetzt unmöglich. So operieren Lahmiden und Ghassaniden auf beiden Seiten, und von dadurch gewonnenen Positionen gegenüber den längst geschwächten Großmächten ist es zur Entwicklung im 7. Jahrh. nicht mehr weit.

Alles in allem bleibt jedoch unsicher, ob die Betonung von Faktoren solcher Art (vgl. auch bes. S. 88) im Rahmen eines Gesamtbildes die Betonung beanspruchen darf, die Verf. ihnen zubilligt. Persische Kontrolle des Handels mit dem Osten mochte Rom großer Export- wie Importmöglichkeiten berauben, die finanz- und steuerpolitisch genutzt, die römische Wirtschaft – in moderner Perspektive betrachtet – in andere Bahnen hätten lenken müssen. Ein staatliches Interesse an solchen Fragen aber scheint schwer zu fassen; Zollstationen an Grenzen und Hafentplätzen, schon unter Augustus nachweisbar, besagen wenig. Der Warenimport bleibt quantitativ immer gering und stets auf wenige bestimmte Artikel beschränkt. Auch eine Vielfalt von einschlägigen Einzelnachrichten erlaubt keinen Schluß, wie weit man hier wirklich von einem Handelsvolumen sprechen darf, das modernen Vorstellungen auch nur in Ansätzen entsprach bzw. die Außenpolitik zu beeinflussen vermochte, und ob unser Gesamtbild ohne einen intensiven persischen Zwischenhandel ein anderes gewesen wäre (als einschlägige Materialsammlung, wenngleich ohne brauchbare Akzentuierung über Rostovtzeff hinaus, s. immer noch E. Warmington, *The Commerce between the Roman Empire and India* [1928, Nachdr. 1974]). Der Indienhandel zur See kam auch außerhalb des persischen Kontrollbereiches über Ansätze nicht hinaus, und von planmäßiger Ausnutzung etwa der unter den Ptolemäern entdeckten Möglichkeiten der Monsunfahrt ist unter römischer Herrschaft nicht die Rede. Es bleibt zu fragen, ob man sich offiziell um einschlägige Kenntnis zu konsequenter Nutzung bemühte. Unsere Nachrichten scheinen allzu sporadisch, die Initiative einzelner bekannter Geschäftsreisender bleibt offenkundig ohne Nachhall. Überdies fehlte es im Gegensatz zu den Ptolemäern Rom an einer konsequent durchgeführten Wirtschafts- und Handelspolitik: Als fiskalische Gründe eine solche empfahlen, war es zu spät. Daß man sich bemühte, Persien als Zwischenhandelsmacht auszuschalten, lag nahe. Wie weit man indes dabei zu gehen beabsichtigte bzw. sich zu einer konsequenten Wirtschaftspolitik hier in der Lage sah, ist schwer zu erkennen, auch bleibt ungewiß, wie weit man willens war, etwa ferne Zentren jenseits von Himalaya und Indischem Ozean in ein politisches Kalkül einzubeziehen. Dem Rez. scheint, angedeutete Analogien zu modernen Vorstellungen würden hier allzu leicht über Gebühr strapaziert, während die Beschränkung auf das Vordringliche, Erreichbare sehr wohl auch diese Bereiche mit einbezog (vgl. auch S. 8 ff.). Von dem Märchenland Osten ausgehend, von dem nach Ktesias und den Alexanderhistorikern noch Sallust und Trogus Pompeius für Parthien zehren, über die falsche Behandlung aus Unkenntnis von Dimensionen und mobilisierbaren Kräften unter Sulla, vielleicht noch Crassus und selbst Caesar (vgl. dazu bes. S. 48), zeichnet sich nach besserer Kenntnisnahme eine Entwicklungslinie realistischer Einschätzung über Pompeius und Augustus bis zur Vorstellung von der Unvermeidlichkeit der Existenz eines parthischen Reiches ab. Von dessen Funktionen, den räumlichen Dimensionen, den inneren und äußerlichen Konstellationen wie zugleich der Abschätzung eigener Kräfte scheinen die Nachfolger auszugehen: Nicht nur, daß trotz militärischer Überlegenheit keiner von ihnen an Zerstörung dachte, auch Caracalla nicht: das Bestehenlassen von politischer Organisation wie Dynastie scheint geradezu Postulat (anders K. H. Ziegler, *Die Beziehungen zwischen Rom und dem Partherreich* [1964], der Einordnung Parthiens in das übliche Foederatengefüge, doch allmähliches Wachstum entsprechender Vorstellungen von zwei aufeinander angewiesenen Großreichen in einem erst im 4. Jahrh. abgeschlossenen Prozeß annimmt). Umschreibung mit den Ter-

mini römischer Foederatenpolitik ist in Zusammenhang damit eher juristische Verlegenheitslösung und besagt faktisch wenig. Dem widerspricht nicht, daß man versucht, so gut es geht, Schwierigkeiten durch Gegenaktionen zu umgehen. So bedeutet Armenien (vgl. S. 82 ff.) Sicherung der Nordostgrenze und zugleich die Möglichkeit, jederzeit auf den Nachbarn Druck auszuüben, wozu man sich überdies wenigstens im 2. Jahrh. auch noch Hyrkaniens bedient. Der ständige Versuch Persiens, sich dieser Umklammerung (die römische Sicherung etwa der Route über das Kaspische Meer, vgl. S. 117 ff. ist demgegenüber von zweitrangiger Bedeutung) zu entziehen, gehört hierher. Römische Arabienpolitik bis ins 6. Jahrh. dient dem gleichen Zweck einer Einkreisung. In dieser Zeit und wohl bereits um vieles früher lassen sich gemeinsame Interessen und die Aufhebung derartiger Gegensätzlichkeit gerade in diesen Randgebieten erkennen. Sicherung der Kaukasuspässe seit Nero mochte der Absperrung von Zufuhrwegen zur Stärkung Persiens dienen: sie hat es zugleich auch vor Invasionen zu schützen, und zwar die römische wie die parthische Seite. Geben dabei vorerst die römischen Absichten den Ausschlag, seit der Teilung Armenien ist es umgekehrt: römische Kontrolle des Kaukasusgebietes ist Wunsch der Sassaniden und Gegenstand von Verträgen, wobei Souveränitätsfragen für Albanien oder Iberien von geringem Range scheinen. Erhoffte Gewinnung nomadischer Elemente für mögliche Auseinandersetzungen war durch die Furcht vor den Invasionen transkaukasischer Steppenvölker abgelöst worden. Nach Entleerung dieser Gebiete im Zuge der Völkerwanderung nehmen Justinians Nachfolger Verbindung mit fernerab lebenden Turkvölkern auf.

Andererseits werden seit 529 in den römisch-persischen Auseinandersetzungen auf beiden Seiten Araber verwendet, hundert Jahre später bedient sich Persien des Avarenkhans gegen Byzanz. Für die persische Seite gilt übrigens das gleiche. An einen Kampf bis Vernichtung oder Unterwerfung im Sinne von Achämenidentradiation oder zarathustrischer Religionsethik kann unter den Sassaniden keiner der Herrscher mehr gedacht haben; die Selbstdarstellung Saporis I. nach drei Siegen (vgl. S. 111) ist als Propaganda nicht höher zu werten als der Text der von Ammian zitierten Briefe Saporis II. an Constantius II. Invasionen gegen den Westen zur Landgewinnung kamen seit Augustus nicht mehr vor; auch in Armenien geht man andere Wege. Erst die Bewegungen im 2. Jahrh. und danach die sassanidischen Offensiven des 3. (vgl. S. 108 ff., dazu jetzt E. Kettenhofen, *Die röm.-persischen Kriege des 3. Jahrh. n. Chr.* [1982]), gleichsam als Rechtfertigung der Dynastie vor den Untertanen, scheinen von einer neuen Absicht, dem Vorstoß ans Mittelmeer (vgl. S. 113 ff.) getragen. Ziel der Jahr für Jahr unternommenen Züge aber ist offensichtlich auch nach militärischem Sieg nicht Gewinnung von Territorium, das man zu halten sich realistisch kaum in der Lage sah, sondern die Ausbeutung von Zivilisationszentren und besonders die gewaltsame Gewinnung qualifizierten Menschenmaterials zur Besiedlung eines für seine Aufgaben angesichts wachsender Bedrohung an anderen Grenzen viel zu dünn besiedelten eigenen Landes. Das allem Anschein nach verzweifelte Bemühen um Beginn eines eigenen Zivilisationssubstrates hat, in die Einzelheiten hinein verfolgt, geradezu tragische Aspekte; es bliebe zu fragen, ob die Konzessionen der Verträge von 363 und 387 nicht im Grunde eine persische Schwäche spiegeln. Seit der persischen Kenntnisnahme des westlichen Imperiums muß dessen physische wie materielle Überlegenheit unverrückbar festgestanden haben. Ohne Anlehnung an dies Imperium jedoch blieb andererseits die eigene Existenz innen- und außenpolitisch labil; seinem weiteren Verhalten gegenüber der herrschenden Dynastie nach hat Augustus die Rückgabe der Feldzeichen 20 v. Chr. nicht anders verstanden. Der parthische Versuch, sich aus der römischen Umklammerung zu lösen, widerspricht dem weder für Sapor II. noch für Chosroes I. und II. Nicht angeschnitten wird die seit Dölger immer wieder diskutierte Frage der Bruderschaft der Könige gleichsam als formaler Anerkennung der solcherart stabilisierten Verhältnisse. Konkrete Anhaltspunkte für den Beginn dieser wohl keineswegs nur im Formularischen gültigen Bezeichnung haben sich nicht erhalten. Dölger wie Christensen nehmen den Beginn mit dem Frieden 283 an (s. dazu zuletzt E. Chrysos, *Some Aspects of Roman Persian Legal Relation* [1976] bes. 13 f.). Ansätze hält Rez. indes bereits für das Partherreich, ja selbst für die augusteische Zeit für möglich.

So schließen die Akzente, die Verf. betont wissen will, und andere einander vielleicht weniger aus als auf den ersten Blick sich zeigt. Nur können unserer Überlieferung nach die von ihr betonten Kriterien des Untertitels erst die Folge der naheliegenden politischen gewesen sein, sofern sie nicht als deren Hilfsmittel fungiert haben. Die Frage nach der religiösen Entwicklung (S. 12 ff.), im Sinne eines Austausches lediglich angedeutet, hat m. E. im 3. Jahrh. an Bedeutung zugenommen und führt, wie hier als wichtige Komponente keineswegs erschöpfend behandelt, leicht zu Fehlschlüssen für beide Seiten. Doch hätte dies wohl den Rahmen gesprengt. Ähnliches gilt für das Sichdurchdringen von Einflüssen (vgl. bes. S. 151 ff.) auf die bildende Kunst, der Begriff Kultur ist als Essenz der anderen, konkreteren Bereiche zu fassen. Hingegen gehörte m. E. die römische Anpassung im Militärischen (S. 167 ff.) in einen anderen Zusammenhang. Sie

entspricht einem Prinzip langer Erfahrung und ist seit Hadrian überdies am ehesten vor dem Hintergrund eines Suchens nach gesteigerter Effektivität angesichts sinkenden eigenen Personalbestandes zu erklären. Herkunftsländer der Truppen und Kriegführung der Gegner gehören als bestimmende Faktoren zusammen. Für die S. 160 ff. angeführten Beispiele bleibt fraglich, wie weit man von parthischem oder sarmatischem Beispiel auszugehen hat. Ein Gegenbeispiel wären die Versuche einer Angleichung sassanidischer Staatsverwaltung an die römische im 5. Jahrh. Es wird leider nicht behandelt.

So ist das Verhältnis Roms zum persischen Orient als eine Fluktuation gedeutet. Für das Auf und Ab eines Kräftespiels scheint Sinn und Ziel nicht nachzuweisen, ja sind eigentliche Entwicklungskriterien nur schwer zu erkennen. Spätere besitzen für das Verständnis des römisch-persischen Verhältnisses im wesentlichen nur die erwähnte Analogie mit eigenen Schwierigkeiten, Zeitgenossen bleibt alles, was mit der östlichen Grenze und jenseits zu tun hat, merkwürdig fremd und amorph (vgl. bes. auch S. 164), so als seien trotz Hellenismus und römischer Interessen doch auch lange nach Augustus noch die Perspektiven Herodots gültig. Freilich, seit dem 3. Jahrh. ist auch im Geographischen wie Ethnographischen der Rückschritt unverkennbar (s. dazu K. E. Müller, *Geschichte der antiken Ethnographie und ethnologischen Theoriebildung* 1 [1980]), verbunden mit einer deutlichen Horizontverengung gerade an dieser Stelle, drastisch hierzu die einschlägigen Exkurse Ammians wie etwa 29,6,1 ff.

Die Verf. hat die einschlägige Literatur erschöpfend herangezogen, so daß an Ergänzungen nur das seit ca. 1975 Erschienene nachzutragen ist (s. bes. ANRW II 7,1 [1979]; 7,2 [1980]; 8,1; 8,2 [1977]; 9,1 [1976]; 9,2 [1978]). Quellenhinweise beschränken sich auf das Nötigste; daß etwa die in der PO oder den Bänden des CSCO erhaltene Literatur ausgeklammert wurde, ist ein Mangel; desgleichen fehlt eine Behandlung des Josephus und der ihn in vorliegendem Zusammenhang betreffenden Fragen. Zu klein ist die Karte, die gerade bei einem Buch wie dem vorliegenden viel mehr an Detail bieten müßte. Literatur-, Namen- und Sachregister wären wünschenswert gewesen.

Zum Schluß bleibt die Frage, ob die Verf. mit den im Untertitel genannten Bereichen etwas wie ein Gesamtbild zeichnen wollte. Das Buch gibt einen Ausschnitt von Ansätzen. Mehr wollte es wohl nicht.